

## **Poesiealbum Magdeburg-Nord**

Wer rückwärts sieht,  
gibt sich verloren,  
wer lebt und leben will,  
muß vorwärts sehen.

Ricarda Huch

Der Spruch ist kein guter Anfang für einen Text, in dem es um Herkunft, also um Vergangenheit geht. Aber er war einer der beliebtesten Sätze, die Lehrerinnen in Poesiealben schrieben, die in den siebziger Jahren in der DDR fast alle Mädchen und auch einige Jungen hatten. Fast alle haben wir sie weggeworfen, als wir in die Pubertät kamen oder sie blieben beim Auszug aus der elterlichen Wohnung im Kinderzimmer zurück und wurden irgendwann entsorgt. Susanne Huth hat ihres behalten.

Ich blättere darin und erinnere mich an meine Kindheit. Ich bin froh, dass die Poesiealben, in die ich eingeschrieben habe, bisher nicht wieder aufgetaucht sind. Eine Zeitlang war mein Lieblingsspruch: „Seitdem ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere.“ Das war glatt gelogen. Ich vernachlässigte meinen Wellensittich, vergaß ständig, die Fische meines Vaters zu füttern und hasse bis heute Hunde. Das Führen eines Poesiealbums war nichts weiter als lästige Pflicht, wer keines hatte, gehörte nicht dazu. Gebeten zu werden, sein Sprüchlein in ein fremdes Poesiealbum hineinzuschreiben, hieß, Teil eines sozialen Zusammenhangs zu sein. Das war damals genauso wichtig wie heute.

Ich mag die Seiten, die leer geblieben sind, wo aber mit dünnem Bleistiftstrich der Name des Lehrers oder der Mitschülerin schon vorgemerkt ist. Ollenhauer, Winterstein, Grubert, Müller hatten keine Zeit oder haben sich gedrückt und konnten sich so nicht mit einem Vers blamieren wie dem von Wilhelm Pieck: „Dein Wissen wird dann zum festen Fundament für Deine Arbeit, wenn Du es ständig in der Praxis anwendest.“ Oder Lehrers allerliebster Spruch: „Lernen ist Rudern gegen den Strom, wenn

man aufhört, treibt man zurück.“ Angeblich von Lenin. Ricarda Huch war da eher unverfänglich. Viele retteten sich mit einem Griff in Goethes Spruchbeutel. Von ihm gibt es im Poesiealbum von Susanne Huth allein vier verschiedene Verse.

Wichtiger als die Sprüche waren aber jene eingeklebten Lackbilder, die in unseren Breiten Stammversblumen genannt wurden. Der gemeine Magdeburger sagte Stampfersblumen und grübelte, was das denn für Pflanzen seien. Das Wort Stammbuch war höchstens noch im Wort Familienstammbuch präsent und der Stammvers ein Hinweis auf eine Zeit, die lange vorbei war. Stammversblumen mussten aus dem Westen sein, bunt, glänzend und kitschig. Besondere Reputation hatte das Kind, dessen Lackbilder noch zusätzlich glitzerten. Stammversblumen aus dem örtlichen HO-Schreibwarenladen waren Lackbilder ohne Lack, pädagogisch wertvoll und deshalb für uns nicht brauchbar. Damit ließ sich bei den Mitschülerinnen nicht punkten. Ich erinnere mich an die Serie Balkonpflanzen, mit dem Namen in Deutsch und Lateinisch auf der Rückseite des Bildes. Seitdem weiß ich, dass Geranie nur der Trivialname für Pelargonie ist. Sie ist nach wie vor die beliebteste Pflanze auf den Balkonen von Magdeburg-Nord.

Poesiealben sind heute ausgestorben. Es gibt andere, erfolgreichere Netzwerke. Bei Facebook oder StudiVZ lädt man wirkliche oder vermeintliche Freunde zum Austausch ein. Selten auch die Lehrerin.

Eine Kindheit in der DDR. Eine Kindheit in Magdeburg. Eine Kindheit im Neubaugebiet Nord. Für fremde Ohren klingt das gruselig. So nach Plattenbau im Unrechtsstaat. Nach „Fickzellen mit Fernheizung“, wie Heiner Müller schrieb. Damals war es für viele ein Glück, kamen sie doch aus zu engen, dunklen, schlecht beheizbaren Wohnungen in den Arbeitervierteln von Buckau oder Sudenburg oder aus ihren Elternhäusern, wo sie aus Wohnungsmangel, oft mit Säugling und Partner, noch als Erwachsene in ihren Kinderzimmern leben mussten. Jetzt erhielten sie die Zuweisung für eine Wohnung mit Bad und Fernheizung, einem See vor der Tür, dem Zoo

im Rücken und einer Straßenbahn, die in zehn Minuten in der Innenstadt war. Und keinen Kilometer von der Autobahn entfernt, die nach Berlin führte. Nach Ostberlin. 34 Kilometer in die andere Richtung war die Welt zu Ende, denn sie war in unserer Kindheit eine Scheibe, fein säuberlich mit dem Messer in zwei Hälften geteilt. Und wir lebten auf der, die mit Margarine beschmiert war und nicht auf der mit der Butter.

Wann das Karree, um das es in diesem Buch geht, gebaut wurde, kann man an den Straßennamen sehen. Es sind die Namen berühmter Chilenen. Pablo Neruda, Víctor Jara, Salvador Allende. Alle drei haben das Jahr 1973 nicht überlebt. Dem Sänger Víctor Jara brach man im Stadion von Santiago de Chile die Hände, ehe man ihn mit 44 Schüssen umbrachte, Salvador Allende beging am 11. September in seinem Präsidentenpalast, unter dem Bombardement der Putschisten, Selbstmord und der Literatur-Nobelpreisträger Pablo Neruda starb 12 Tage nach dem Putsch an Krebs und Enttäuschung. Die chilenischen Emigranten, die bald darauf nach Magdeburg kamen, litten unter Heimweh. Zu kalt, abweisend und freudlos war ihre Ersatzheimat.

Es war schon damals sympathischer, in der Pablo-Neruda-, als in der Leninstraße zu wohnen und auf vielen Plattenspielern der Aufgänge der Pablo-Neruda-Straße wird der berühmte Große Gesang Nerudas, von Mikis Theodorakis vertont, abgespielt worden sein. Allem Unbenennungswahn nach der Wende zum Trotz heißen die Straßen auch heute noch so.

Am 15. Februar 1973 begannen die Bauarbeiten für den ersten Bauabschnitt des Neubaugebietes Magdeburg-Nord, in dem zwischen 1973 und 1979 11.000 Wohnungen entstanden. Es war genau jenes Karree aus mehreren rechtwinklig um einen Innenhof gruppierten Zehngeschossern mit 31 Aufgängen, in dem Susanne Huth aufwuchs. Auch meine Großeltern und zwei ihrer Kinder bekamen über die Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft dort eine neue Bleibe. Sie mussten Geld in die Genossenschaftskasse einlegen oder Aufbaustunden leisten. Das Haus gehört heute noch

einer Genossenschaft, allerdings ohne Arbeiter, die gibt es kaum noch in Magdeburg, genausowenig, wie die Schwermaschinenbaubetriebe, die die Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften unterhielten. Am Anfang gab es nur die Häuser und den Kindergarten, der Rest war Matsch und die Kaufhalle winzig klein und vom Typ Variant. Wenn die richtige Kaufhalle fertig war, zog Typ Variant um. Man faltete sie einfach zusammen, setzte sie auf einen Tieflader und fuhr ins nächste Neubaugebiet. Gegenüber, hinter einer Mauer aus geflochtenem Beton, lärmten jeden Tag 5000 Schüler, dort hatte man fünf Schulen vom Typ Erfurt 2 hingebaut, die sich nur in ihrer Farbe unterschieden. Farbenblinden oder Trödelkindern muss es nicht leichtgefallen sein, jeden Morgen das richtige Gebäude zu finden.

Die Fußbodenplatten im Innenhof sind immer noch die gleichen, ein Karomuster aus grauen und rosa Werksteinen, in die irgendwann mein Fuß nicht mehr passte, weil er zu groß geworden war. Ich habe immer darauf geachtet, nicht in die Ritzen der Gehwegplatten zu treten.

1975 bekam das Kollektiv des Wohnungsbaukombinates Magdeburg, das für den zehngeschossigen Wohnungsbau in Magdeburg-Nord verantwortlich zeichnete, den 1. Preis des Architekturpreises der DDR und bald darauf den Nationalpreis. Sie hatten, wie man in Magdeburg etwas drastisch und wenn niemand mithörte, zu sagen pflegte, aus Scheiße Konfekt gemacht. Oder, etwas vornehmer ausgedrückt, mit dem Vorhandenen, sprich, einem weiterentwickelten zehngeschossigen Wohnungsbautyp QP-Berlin, Sektion 1 und 2, gestalterisch zu spielen vermocht. Um die Plastizität zu verbessern und die starre Trauflinie aufzulockern, hatte man das Treppenhaus um einen Meter vorgezogen und die Platten mit Rollkies und rostroter, weißer, gelber und blauer Keramik verblendet. „Bei der Realisierung des Farbprojektes ging es darum, für die Nutzer den Emotionswert des Komplexes zu steigern und objektbezogene praktische Lösungen zu finden“, hieß es in einem Artikel des Chefarchitekten Hannes Schroth in der Zeitschrift *Architektur der DDR* 1975.

Unwohl haben sich meine Großeltern in Magdeburg-Nord nicht gefühlt. Meine Großmutter fuhr jeden Tag mit der Straßenbahn ins Centrum-Warenhaus und stellte sich an die Schlange an, ohne genau zu wissen, was es gab. Sie konnte sich sicher sein, dass eins ihrer Kinder es garantiert gebrauchen konnte. Aus dem Viertel ist sie bis zu ihrem Tod Anfang der neunziger Jahre nicht mehr herausgekommen. Sie hat sich aber auch nicht darum bemüht.

Mein Großvater, der nach einer Kehlkopfoperation nicht mehr sprechen konnte und nur noch ein Bein hatte, saß den ganzen Tag am Küchenfenster und schaute in den Hof, der die Dimension von 30 Gründerzeithinterhöfen hatte. Um dem gegenüberliegenden Nachbarn ins Fenster zu gucken, hätte man ein gutes Fernglas gebraucht und trotzdem nichts gesehen, denn die meisten hatten zwei Lagen Gardinen hinter den Fenstern. Ende der siebziger Jahre kamen Neonröhren in giftgrün, hellblau und lila in Mode, die die Gesichtsfarbe der Mieter an die von Leichen erinnern ließen und bei dem häufigen Nebel die Häuser in ein milchiges buntes Licht tauchten. Mit 15 habe ich versucht, so eine Nebelstimmung im Neubaugebiet in Poesie zu fassen. Es ist mir misslungen. Es gab hier nur Poesiealben.

Meine Großmutter zog derweil in ihrer Wohnung Palmen aus Dattelkernen, für jeden Enkel eine. Sie hatte viele Enkelkinder, eines saß immer auf dem Sofa. Sie hatte auch die Pflege des Mietergartens unter ihrem Fenster zwischen Fassade und Wäscheplatz übernommen, auch so eine Besonderheit des Wohnkomplexes. Meine Großmutter legte den ganzen Ehrgeiz einer ehemaligen Blumenhändlerin in diese vier Quadratmeter Garten, während nebenan die Kinder auf dem Spielplatz lärmten. Bis auf den Kletterbaum waren alle Spielgeräte aus Beton. Es gab palisadenartig angeordnete Betonbohlen, auf denen man herumbalancieren konnte. Wenn man abrutschte, gab es großflächige Schürfwunden. Viel Schorf zum Abpolken. Unsere Eltern machten kein großartiges Aufheben um aufgeschlagene Knie und abgeschürfte Schienbeine. Hauptsache, man war gegen Tetanus geimpft.

Eine Besonderheit, nicht nur für Magdeburg-Nord, war der Kindergarten im Zentrum des Hofes. Eigentlich der übliche Typenbau, Kinderkombination genannt. Aber nach langen Kämpfen und unzähligen Diskussionen mit Funktionären, die genausoviel Beton im Kopf hatten, wie in eine genormte Platte passte, war es ein paar Künstlern gelungen, die Fassade zusammen mit den Kindergartenkindern zu bemalen.

Die Zeichnungen sind heute noch an den Wänden des in die Jahre gekommenen Baus. Es gibt noch den Dampfer mit dem rauchenden Schornstein und dem Koch, der wie ein Ertrinkender aus der Kombüse winkt, den Hubschrauber, der von einem pittiplatschartigen Kobold gelenkt wird und gerade dabei ist, einen bunten Vogel aufzuspießen und den Baum mit dem Affen und der Katze, dessen Zweige sich immer noch über die inzwischen maroden Fenster ausbreiten. An der rückwärtigen Seite des Gebäudes stehen nach wie vor die Namen der jungen Künstler. Namen, die man zu Beginn der siebziger Jahre Kindern in Magdeburg gab: Stefan, Mirco, Thomas, Doreen, Christof, Kathrin, Kay, Mandy, Antje, Nicole, Constanze, Andrea, Marcel, Bettina, Susi. Auch eine meiner Cousinen ist darunter. Später war sie Olympiakader im Schwimmen. Noch später stellten ihre Eltern einen Ausreiseantrag und wurden, weil sie die Ablehnung nicht hinnehmen wollten, verhaftet. Meine Cousine blieb mit ihrem kleinen Bruder zurück und meine Großmutter saß jeden Tag im Besucherzimmer des nahegelegenen Stasigefängnisses und verlangte, ihre Tochter zu sehen. Mit der Wende kamen sie frei und verließen die Stadt auf Nimmerwiedersehen. Zu dieser Zeit waren die kleinen Künstler 18, volljährig. Das Leben konnte anfangen. Was wird wohl aus Kati, Dörk, Dorothea, Bianca, Henry und Jana geworden sein? Wohnen sie noch hier?

Wenn ich heute das Lied *Stairway to Heaven* von Led Zeppelin höre, sehe ich mich immer die Salvador-Allende-Straße in Richtung Neustädter See gehen, neben mir mein Freund, den Kassettenrekorder namens Anett geschultert, darin die eine, schon leicht leiernde Kassette: *And she's bying a stairway to heaven*. Es war der

Tag, als ich meinen ersten Ärger mit der Polizei bekam. Es war nicht leicht, in den achtziger Jahren ein junges Paar zu sein, denn es gab keinen Platz für uns. In den winzigen Kinderzimmern der Nachkriegsbauten nervten die kleineren Geschwister, wir waren zu jung für eine eigene Wohnung, also blieben nur die Parks und Naherholungsgebiete. Wir liefen zum See, legten unsere Sachen ab und schwammen ans gegenüberliegende Ufer, wo wir allein waren. Dort vergaßen wir die Zeit, es dämmerte schon, als wir den Rückweg antraten.

Die Feuerwehr hatte, auf der Suche nach uns, gerade ihren ersten Tauchgang beendet. Wir wurden zum Polizeirevier gebracht, wo wir nach einer strengen Belehrung unsere Personalausweise wiederbekamen. Ich bin danach nie wieder im Neustädter See geschwommen. Ich ging bald weg aus der Stadt.

Als ich in diesem Frühjahr zum ersten Mal nach zwei Jahrzehnten wieder hier bin, hat die Badesaison noch nicht angefangen. Die Uferzonen sind fast zugewachsen. Es ist sehr still, ältere Menschen führen Hunde aus, die aus einem Wurf zu sein scheinen. Als plötzlich von irgendwoher ein Schuss fällt, stieben Enten mit lauten Getöse aus dem Unterholz und fliegen davon.

Meine Großeltern sind tot, die Onkel und Tanten, Cousinen und Cousins sind weggezogen, auch Susanne Huth wohnt nicht mehr hier. Die Mietergärten haben rustikalen Sträuchern und Koniferen Platz gemacht, die nicht ganzjährig gepflegt werden müssen. Der Spielplatz ist jetzt schöner, aber es gibt kaum Kinder. Ich bin eine Fremde, misstrauisch beäugt von älteren Leuten, die am Kissen auf dem Fensterbrett festgewachsen zu sein scheinen. Der Leerstand hält sich, im Gegensatz zu den später gebauten Plattenbausiedlungen der Stadt, in Grenzen. Das Viertel ist wegen der Lage direkt am See immer noch ausreichend beliebt, es wurde kaum rückgebaut, auch wenn die Einwohnerzahl auf 11.000 Menschen geschrumpft ist.

Vor die Kachelfassaden vieler Zehngeschosser wurden Thermowände gehängt, die das Gesamtensemble zerstört haben, als hätten die Architekten der neuen Zeit nicht mehr den Gesamtkomplex,

sondern nur noch das einzelne Haus im Blick. Die Häuser sind durch die Renovierung nicht schöner geworden, nur gefälliger, sprich: pastelliger. Das Haus meiner Großeltern leuchtet immer noch mit seiner rostroten Keramikverblendung. Ich gehe zu dem Fenster, hinter dem mein Großvater saß und mit seinem Zigarillo winkte. Er sollte nicht rauchen, aber er hat sich nicht an den Rat gehalten.

Annett Gröschner



## Poetry Album Magdeburg-Nord

Those who look back  
have already given up.  
Those who are alive and want to live  
must look ahead.  
Ricarda Huch

The above saying is not a good way to begin a text about heritage, and thus about the past. But it was one particularly favoured by teachers when asked to contribute to the poetry albums kept by almost all girls and also a few boys in the German Democratic Republic of the 1970s. Most of us threw them away on reaching puberty, or they were left behind in bedrooms on moving away from home, and eventually thrown out. Susanne Huth kept hers.

Leafing through it, I'm reminded of my own childhood. Luckily, none of the poetry albums I wrote in has resurfaced. For a while my favourite saying was: "Since I've got to know people, I love animals." This was a total lie. I neglected my budgerigar, constantly forgot to feed my father's fish, and still hate dogs. Keeping a poetry album was nothing more than a tedious duty. If you didn't have one, you didn't belong. To be invited to write something in someone's poetry album meant to be included in a social network. This was as important then as it is now.

I like the pages that have remained empty with only the name of a teacher or schoolmate written delicately in pencil. Ollenhauer, Winterstein, Grubert, Müller didn't have time, or neglected their duty and thus avoided the embarrassment of writing things like Wilhelm Pieck: "Your knowledge will become a solid foundation for your work when you constantly make use of it in practice." Or a teachers' favourite: "Learning is like rowing against the current. As soon as you stop you start going backwards." Allegedly from Lenin. In this respect, Ricarda Huch was fairly harmless. Many resorted to going through their collections of Goethe. Susanne Huth's album contains four of his verses.

But more important than the texts were the *Lackbilder* (scrap pictures), which we called *Stammversblumen* (genealogical verse flowers). The common Magdeburger called them *Stampfersblumen* (ramming flowers) and wondered out loud what these might be. The word *Stammbuch* (genealogy album) is more familiar as part of the word *Familienstammbuch* (family genealogy album), and *Stammvers* (genealogical verse) is a reference to a time long past. *Stammversblumen* had to come from the West: colourful, shiny and kitsch. The child whose *Lackbilder* also had glitter was given particular respect. *Stammversblumen* from the local *HO-Schreibwarenladen* (the state-owned stationers) were *Lackbilder* (literally, varnished pictures) without the *Lack* (varnish)—pedagogically useful and hence worthless to us. They wouldn't give you any points among your schoolmates. I remember the balcony-plant series with the names in German and Latin on the back. Since then I have known that Geranium is the common name for Pelargonium. It's still the most popular plant on the balconies of Magdeburg-Nord.

Today poetry albums have gone out of fashion. They have been replaced by more successful networks such as Facebook or StudiVZ where you are invited to exchange details with real or supposed friends. Rarely with teachers.

Growing up in the GDR. Growing up in Magdeburg. Growing up on an estate in Magdeburg-Nord. To foreign ears this sounds scary. Like social housing and dictatorship. Like "fucking cells with district heating" as Heiner Müller put it. At the time, however, many people were happy to leave their cramped, dark, badly heated flats in the working-class districts of Buckau or Sudenburg, or their parents' homes where, because of the housing shortage, they were often forced to stay on in their childhood bedrooms with baby and partner. Now they were given a flat with bathroom and district heating, a lake on their doorstep, a zoo at the back, and a tram that was in the centre in ten minutes. And less than a kilometre from the motorway connecting the city with Berlin. East Berlin. Thirty-four kilometres in the other direction the world came to an end. When we were

growing up, it was like a slice of bread cleanly divided into two halves. The half we lived in was spread with margarine, the other with butter.

When the block that is the subject of this book was built is shown by the names of the streets. These are the names of famous Chileans: Pablo Neruda, Victor Jara, Salvador Allende. None of them survived the year 1973. The singer Victor Jara had his hands broken in a stadium in Santiago before being shot forty-four times. Salvador Allende committed suicide on 11 September in the Presidential Palace under fire from the putschists. The Nobel Laureate Pablo Neruda died of cancer and disappointment twelve days after the putsch. The Chilean emigrants that arrived in Magdeburg shortly afterwards suffered from homesickness. Their new home was too cold, unwelcoming and cheerless.

Even back then it was nicer to live in Pablo-Neruda-Straße than in Leninstraße, and in the entrances of Pablo-Neruda-Straße one could hear records of Neruda's famous *Canto General* set to music by Mikis Theodorakis. Despite the passion for renaming the streets with the fall of the Wall, none of these street names have changed.

The building work began on the first section of the Magdeburg-Nord estate on 15 February 1973. 11,000 apartments between 1973 and 1979. It was here, in the block made up of several rectangular ten-story elements grouped around an inner courtyard with thirty-one entrances that Susanne Huth grew up. My grandparents and two of their children also acquired one of the flats through the workers' housing cooperative. They had to deposit money into the cooperative fund or contribute a certain number of hours to the voluntary work programme. The building still belongs to a cooperative, but without workers—there are few left in Magdeburg, just as few as the heavy machinery plants that supported the workers' housing cooperative.

At first there was only the estate and the kindergarten; the rest was mud. And the supermarket was tiny, type *Variant*. When the real supermarket was finished, the type *Variant* moved. It was simply folded up, put on a trailer and driven to the next estate. Every day, the noise of 5000 school children could be heard through the plaited concrete wall opposite. Five schools were built here in type *Erfurt 2* which were only distinguished by their colour. Slow children or the colour-blind wouldn't have had an easy job finding the right building each morning.

The paving in the inner courtyard is still the same: a checked pattern of grey and pink slabs which at some point became too small for my feet. I always paid attention not to step on the gaps between paving stones.

In 1975 the Kollektiv des *Wohnungsbaukombinates Magdeburg* (the Magdeburg building collective) responsible for the estate in Magdeburg-Nord won first prize in the GDR architectural prize, and shortly afterwards the national prize. As the Magdeburgers tended to say rather drastically and when no one was listening, they had made confectionary out of shit. Or to put it more mildly, they were able to play with the design of the existing—i.e. a developed ten-story—building type *QP-Berlin* section one and two. To improve the sculptural quality and to loosen up the rigid eaves line, the stairwell was brought forward a metre and the panels were covered in pebbledash and a rust-red, white, yellow and blue ceramic coating. “In the realisation of the colour project it was a matter of heightening the building complex's emotional value for the user and to find object-related practical solutions”, as the head architect Hannes Schroth put it in an article in the magazine *Architektur der DDR* in 1975.

My grandparents weren't unhappy living in Magdeburg-Nord. Each day my grandmother took the tram to the *Centrum-Warenhaus* (the state-owned department store), and stood in the queue without knowing what she would find at the other end. She could be certain that there would be something useful for at least one of her

children. Until her death at the beginning of the 90s, she never left the neighbourhood once. Nor did she want to.

My grandfather, who, following an operation on his larynx, was no longer able to speak and was left with only one leg, sat the whole day at the kitchen window looking over a courtyard the size of thirty Gründerzeit courtyards. To see the neighbours in the windows opposite would require a good pair of binoculars, and you still wouldn't see anything because most of the windows had a further two layers of curtains. At the end of the 70s there was a fashion for neon lights in garish green, light blue and purple that gave the faces of the tenants the complexions of corpses, and which, in the frequent fog, bathed the façades in a colourful milky light. When I was fifteen I tried to turn such foggy scenes on the estate into poetry. Without success. At the time, we only had poetry albums.

Meanwhile, in her apartment, my grandmother grew palms from date stones: one for each grandchild. There were a lot of grandchildren, always one sitting on the sofa. She also took on one of the tenants' gardens under her window between the façade and the laundry area—another special feature of the estate. All the ambition of a former florist was concentrated into this four-square-metre garden with the noise of children coming from the nearby playground. Apart from the climbing tree, everything in the playground was made of concrete. Concrete pillars were arranged like a palisade to balance on. If you slipped you would get a nasty graze. Plenty of scab to pick. Our parents didn't make much fuss about gashed knees or grazed shins. The main thing was that we were vaccinated against tetanus.

A special feature, not only for Magdeburg-Nord, was the kindergarten in the middle of the courtyard. Actually the usual type *Kinderkombination*. But after a long battle and countless discussions with officials who were as stubborn as one of the concrete panels used in its construction, a couple of artists, with the help

of the children from the kindergarten, were able to paint the façade.

The result can still be seen on the walls of the now aging building: the steam ship with smoking chimney and the cook waving like a drowning man from the galley; the helicopter steered by a Pittiplatsch-like kobold about to skewer a colourful bird; and the tree with the monkey and the cat, whose branches spread out over the now rather dilapidated windows. At the back of the building, it's possible to read the names of the young artists. Names that were given to children in Magdeburg at the beginning of the 70s: Stefan, Mirco, Thomas, Doreen, Christof, Kathrin, Kay, Mandy, Antje, Nicole, Constanze, Andrea, Marcel, Bettina, Susi. One of my cousins is also among them. Later, she was part of the Olympic swimming team. Later still, her parents applied for permission to emigrate and were arrested because they wouldn't accept the refusal. My cousin was left behind with her younger brother, and each day my grandmother sat in the visitors' room of the nearby Stasi prison demanding to see her daughter. She was freed when the Wall came down and left the city with no plans to return. At this point the young artists had turned eighteen; they were now adults. Life could begin. What has happened to Kati, Dörk, Dorothea, Bianca, Henry and Jana? Are they still here?

Whenever I hear Led Zeppelin's song *Stairway to Heaven*, I always see the Salvador-Allende-Straße in the direction of the Neustädter Lake, my boyfriend next to me with an Anett tape recorder on his shoulder and a slightly warped tape inside: "And she's buying a stairway to heaven". This was the first time I got into trouble with the police. Being a young couple in the 80s wasn't easy. There was nowhere to go. In the tiny bedrooms of the post-war buildings, you were always being disturbed by younger brothers or sisters. We were too young to have our own apartment so there were only the parks and recreation grounds. We walked to the lake, put down our things and swam to the opposite shore where we were alone. We forgot the time, and it was already getting dark as we started to make our way back.

The rescue services were out looking for us and had already finished their first dive. We were taken to the police station and only got our identity cards back after being given a strict caution. I never swam in the Neustädter Lake again. I soon left the city.

Now in spring, arriving back for the first time in two decades, the bathing season still hasn't begun. The shore areas are almost overgrown. It's very quiet. Elderly people take their dogs for a walk. The dogs look as if they come from a single litter. When a shot suddenly goes off somewhere, ducks are sent scurrying noisily from the undergrowth.

My grandparents are dead; uncles, aunts and cousins have moved away, as has Susanne Huth. The tenants' gardens have made way for rustic shrubs and conifers that needn't be tended all year-round. The playground has been improved, but there are hardly any children. As a foreigner I'm given suspicious glances from elderly people that look like fixtures on the cushions attached to windowsills. Compared to the city's later housing projects, the vacancy rate is under control. Because of the nearby lake, the area is still sufficiently popular. Very little has been pulled down, even if the number of inhabitants has shrunk to 11,000.

The tiled façade of many blocks has been covered with an extra layer of insulation, which has destroyed the total ensemble. It is as if the new architects only had a single building in view rather than the complex as a whole. The renovation hasn't made the buildings more beautiful, only more pleasing, which is to say more pastel-coloured. My grandparents' block still glows with its rust-red ceramic coating. I go to the window behind which my grandfather sat and waved with his cigarillo. He wasn't supposed to smoke but he wouldn't listen to the advice.

Annett Gröschner

Zwischen Post und Turnhalle  
lagen Himmel und Hölle  
du bist ab  
bis zum Klingelzeichen  
ein Hut, ein Stock, ein alter Mann  
und Brot aus der Kaufhalle  
rutsch nicht am Geländer runter  
vor mir, hinter mir, seitwärts

## **Poesie**

Susanne Huth

Fotografie und Konzept, Photography and Concept: Susanne Huth

Text, Text: Annett Gröschner

Übersetzung, Translation: Benjamin Carter

Gestaltung, Design: Rimini Berlin, Franziska Morlok

Lithografie, Image editing: Till Beckmann

Druck, Printing: Remaprint, Wien

© 2010 Susanne Huth und Fotohof *edition*

Fotohof *edition*

Erhard Platz 3

5020 Salzburg, Austria

Tel +43.662.84 92 96

fotohof@fotohof.at

www.fotohof.at

Fotohof *edition* 2010

Band 143

ISBN 978-3-902675-43-9